



1925-07-02

Der letzte Oberhofmarschall der Hohenzollern.

Marie v. Bunsen

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250702&seite=9&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

v. Bunsen, Marie, "Der letzte Oberhofmarschall der Hohenzollern." (1925). *Essays*. 224.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/224

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Der letzte Oberhofmarschall der Hohenzollern.*)

Von Marie v. Bunsen

Im Gegensatz zu manchen anderen Veröffentlichungen ist dieses Erinnerungsbuch weder gehässig noch ungerecht, noch indiskret. Trotzdem liest es sich leicht, es ist unterhaltend, es ist mit natürlicher Lebendigkeit geschrieben und es wird zweifellos dereinst als wertvolle Quelle dieser Zeiten berücksichtigt werden.

Der Verfasser tat gut daran, mit seiner Kindheit und Entwicklungszeit anzufangen, der Leser will wissen, wes Geistes Kind der Erzähler. Eine interessante Abstammung, altschwäbischer Adel und hochgebildetes Bürgertum, eine breite Existenz; am Hof der Queen mißbilligt er die Küche, der elterliche Tisch hatte ihn verwöhnt. Ueberaus früh sind Andeutungen seiner künftigen Laufbahn erkennbar; die Stuttgarter Hofzeremonien interessierten den Knaben, bereits mit 14 Jahren war er im Vierspännigfahren erprobt, im Jahre 1870, als es an Tänzern mangelte, wurde er, der Sechzehnjährige, zu allen Bällen geladen und hat sich das Vortanzen bei Hof vom österreichischen Gesandtschaftssekretär Baron Eisenstein abgesehen. Bonner Borsusse, dann trug er die vielbewunderte, vielbenedete Uniform der Garde du Corps. Er wurde vom alten Kaiser zum Vortänzer ernannt, lief mit den Prinzessinnen Schlittschuh, wurde Schwiegersohn eines Herzogs. In das Hofmarschallamt berufen, erzählt er manche kleine Züge vom ersten Kaiser. Einmal hatte er sich gleich nach Tisch bei diesem zu melden, hörte zu seiner Ueberraschung, daß der Kaiser sich umziehe. „Wozu denn jetzt um ½ 8 Uhr?“ fragte ich. Da antwortete mir der Kammerdiener ganz empört: „Nu, er wird doch nicht mit de gute Dinerhosen [sic] ins Theater gehen, so etwas macht unser alter Herr nicht.“

Reischach lernte alle maßgebenden Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft und Regierung kennen, sollte in das Duell Holstein-Eulenburg verwickelt werden und bekam Holstein-Eulenburg verwickelt werden und bekam Holsteins Schreiben an den Fürsten Phili zu sehen, „einen Brief, wie ich noch nie einen gelesen, voller Beschimpfungen und Drohungen gemeinster Art“. Auch er ersieht in Holstein, dem jahrzehntelangen Lenker unserer auswärtigen Politik, „einen an Verfolgungswahn leidenden, völlig weltfremden Menschen“. In der Regel findet Reischach maßvolle Wendungen, so über die vielbesprochene Palastdame Gräfin Harke, „eine Persönlichkeit, von der ich nie begriffen, daß die Kaiserin sie in ihrer Umgebung hatte“. Das sagt in vorsichtiger Form ganz genug.... Als großen Vorzug empfand er es, freundschaftlich im Bismarckschen Hause verkehren zu dürfen; die Entlassung des Reichskanzlers wurde ihm am selben Tag von Herbert Bismarck mitgeteilt, dieser meinte: „Das bedeutet die Auflösung des Reiches.“

Auf meine Entgegnung: „Dann wäre ja das Werk Ihres Vaters eine Utopie“, erzählt Reischach, antwortete Herbert: „Nein, aber ein so feines Gefüge, daß es eine solche Kraftprobe, wie die Entfernung des Schöpfers des Reiches, nicht verträgt. Alle Menschen machen sich die Tragweite dieser Handlung nicht klar, auch der Kaiser nicht, und solch impulsiven Handlungen des Kaisers werden noch viele folgen. Das wird das Reich nicht aushalten und in zwanzig Jahren wird es zerfallen. So lange werden die Verträge noch halten, welche mein Vater mit Europa geschlossen.“ – „Für die Menschen, welche im Amt waren und im persönlichen Dienst, war es ein schwerer Konflikt. Ich habe nie geschwankt und bin dem Hause Bismarck immer treu geblieben, will aber betonen, daß sowohl der Kaiser als die Kaiserin Friedrich mir mein Verhalten nie verargt haben. In allen solchen Dingen war die Kaiserin großzügig.“

*) „Unter drei Kaisern.“ Freiherr v. Reischach, Verlag für Kulturpolitik.

Inzwischen war Reischach während der 99tägigen Regierung des Kaisers Friedrich Hofmarschall geworden. Nach dem Ableben des Duldners meldete er sich bei der Kaiserinwitwe und fragte, ob sie noch Befehle habe. Da sagte sie mir: „Ich bin nun von der ganzen Welt verlassen.“ Da ich nicht gern im Hofdienst bleiben wollte und an einen Uebergang in die diplomatische Karriere dachte, fiel mir die Antwort sehr schwer, ob Ihre Majestät denn mit meiner Persönlichkeit gerechnet habe? Sie antwortete: „Würden Sie denn bei mir bleiben? – „Ich bitte Eure Majestät, ganz über mich zu verfügen.“ Ich wurde ihr Hofmarschall und blieb es bis zu ihrem Tod.

Diese 13 Jahre, der nahe Verkehr mit dieser Frau bilden den Schwerpunkt des Buches; es klingt übertrieben und ist es kaum, wenn der Autor sagt: „Keine Persönlichkeit der Weltgeschichte ist so falsch beurteilt worden wie diese seltene, hochbedeutende Frau.“ Uns, die wir an ihrem Andenken hängen, ist es eine Genugtuung, daß kommende Geschichtsschreiber an diesem gerecht und fein beobachtenden Buch nicht werden vorübergehen können.

Es schildert ihre mannigfache Begabung, ihren Charme, ihre menschliche Güte, ihren verwickelten Charakter, erklärt zutreffend ihre bedauerliche Vorliebe, das Englische auf Kosten des Deutschen herauszustreichen, durch ihre eingestandene Gewohnheit, sich immer auf die Seite der Abwesenden zu stellen, „denn weltklug war sie nicht“. Sehr eindrucksvoll ist das mitgeteilte lange politische Glaubensbekenntnis in einem Brief an dem Verfasser.

Auch das Reischachsche Bild vermag der Lebensfülle, dem Facettenreichtum dieser Frau nicht gerecht zu werden, einige Seiten ihrer herauszugreifen, lobt er uneingeschränkt ihr Kunstverständnis. Museumsdirektoren haben jedoch bald die Beschränkung ihres Eindringens herausgeföhlt, alle Subtilitäten, alle Herbheiten bleiben ihr verschlossen, eine wirkliche Freude haben früh-archaische griechische Reliefs, haben Giottos Fresken ihr nicht verursacht, den Greco hätte sie abgelehnt. In der zeitgenössischen Kunst hat sie nie ein starkes Talent gewittert, einem Rodin, Böcklin, Whistler stand sie kühl gegenüber, um einem meistens hausbacknen Können ihre Gunst zu erteilen. Wäre sie nicht die frühreife Prinzeß Royal gewesen, hätte bei ihrer zweifellosen Veranlagung das Kunstverständnis sich weit günstiger entwickelt, selbstsicher traute sie allzu sehr ihrem Gefühl für die allen erschlossene gute Kunst, bemühte sich nicht, in den innersten Hof zu dringen. Dagegen – und nur deswegen hebe ich dieses teilweise Versagen hervor – war ihre freudige Bewunderung, ihr jubelnder Kunstgenuß unvergeßlich und im Gegensatz zu, man muß wohl schon sagen, 90 von 100 strebsamen schöngeistigen Damen besaß sie auch nicht den leisesten Kunstsnobismus. Daß man in den führenden ästhetischen Kreisen Europas sich augenblicklich etwa für Degas oder für die Gräberplastik der Pang-Zeit erwärmte, hätte ihr gar keinen Eindruck gemacht, die Geradheit ihres Wesens kam klar zum Vorschein.

Reischach erwähnt nicht die seltsame Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn, diesen so verschiedenen Zielen zustrebenden Menschen. Sie selber hat diese Aehnlichkeit nie erkannt, dies war, wie mir der damalige englische Botschafter erzählte, jedoch bei dem Kaiser der Fall. „Er klagte,“ so sagte Sir Frank Lascelles, „über die häufigen Mißverständnisse, über das öftere Zusammenprallen – im Grunde gleichen wir uns ja in hohem Maß und dadurch gerade wird das Zusammengehen erschwert.“

Reischachs Beurteilung von Edward VII. wird von Vielen bestritten werden, sie beruht doch wohl auf näherer Kenntnis als jene der meisten ihm hierin widersprechenden Leser. „Der König,“ schreibt er, „wollte bestimmt keinen Krieg. Natürlich wollte er von uns nicht überflügelt werden. Aber ich möchte annehmen, wenn er länger gelebt, mit seinem praktischen Verstand und mit seinem Einfluß, den er in der Welt besaß, hätte er den von Sasonow, Poincaré und Iswolsky betriebenen Krieg nicht zugelassen.“

*) „Unter drei Kaisern.“ Freiherr v. Reischach, Verlag für Kulturpolitik.

Wäre der Krieg ihm unvermutet gekommen, hätte er die Verschiebung des Gleichgewichtes auf dem Kontinent zuungunsten Englands bestimmt nicht erlaubt, hätte Mittel und Wege gesunden, den Krieg rechtzeitig abzublasen, und hätte aus unserem Friedensangebot im Jahre 1916 bestimmt eine brauchbare Verhandlungsbasis geschaffen. Die Zerstörung Europas durch diesen wahnsinnigen Ermattungskrieg hätte Eduard VII. nicht mitgemacht.“

Die Wette, die Graf Czernin Reischach anbot, im Oktober 1917 würden unsere Feinde durch den U-Boot-Krieg keineswegs auf die Knie gezwungen werden, nahm er nicht an, da er Czernins Ansicht teilte, er erwähnt ebenfalls die schlimme, leider eingetretene Vorhersage des Prinzen Gottfried Hohenlohe. „Mit Bedauern“, schreibt er, „sah ich bei der Fortdauer des Krieges die sich täglich mehrende Einmischung der Obersten Heeresleitung in die Politik, sowohl in die innere, wie vor allem in die äußere.“ Infolge seiner schweren Erkrankung war er am 9. November 1918 nicht im Hauptquartier. „Ich bedauere, daß ich in jenen Tagen nicht um den Kaiser war. Den richtigen Entschluß zu fassen war schließlich sehr schwer, ich hätte, wenn gefragt, mich dafür eingesetzt, an die vorderste Front zu fahren, das hätte meinem ganzen Wesen entsprochen.“

Dem Verfasser dieser sehr beachtenswerten und sympathischen Erinnerungen glauben wir dies gern.

*) „Unter drei Kaisern.“ Freiherr v. Reischach, Verlag für Kulturpolitik.

Der letzte Oberhofmarschall der Hohenzollern.*)

Von Marie v. Bunsen.

Im Gegensatz zu manchen anderen Veröffentlichungen ist dieses Erinnerungsbuch weder gehässig noch ungerecht, noch indiskret. Trotzdem liest es sich leicht, es ist unterhaltend, es ist mit natürlicher Lebendigkeit geschrieben und es wird zweifellos dereinst als wertvolle Quelle dieser Zeiten berücksichtigt werden.

Der Verfasser tat gut daran, mit seiner Kindheit und Entwicklungszeit anzufangen, der Leser will wissen, wes Geistes Kind der Erzähler. Eine interessante Abstammung, alt-schwäbischer Adel und hochgebildetes Bürgertum, eine breite Existenz; am Hof der Queen mißbilligt er die Küche, der elterliche Tisch hatte ihn verwöhnt. Ueberaus früh sind Andeutungen seiner künstlichen Laufbahn erkennbar; die Stuttgarter Hofzeremonien interessierten den Knaben, bereits mit 14 Jahren war er im Bierspännigfahren erprobt, im Jahre 1870, als es an Tänzern mangelte, wurde er, der Sechzehnjährige, zu allen Bällen geladen und hat sich das Vortanzen bei Hof vom österreichischen Gesandtschaftssekretär Baron Eisenstein abgesehen. Bonner Borusse, dann trug er die vielbewunderte, vielbeneidete Uniform der Garde du Corps. Er wurde vom alten Kaiser zum Vorkänzer ernannt, lief mit den Prinzessinnen Schlittschuh, wurde Schwiegerjohn eines Herzogs. In das Hofmarschallamt berufen, erzählt er manche kleine Züge vom ersten Kaiser. Einmal hatte er sich gleich nach Tisch bei diesem zu melden, hörte zu seiner Ueberraschung, daß der Kaiser sich umziehe. „Wozu denn jetzt um 1/2 8 Uhr?“ fragte ich. Da antwortete mir der Kammerdiener ganz empört: „Nu, er wird doch nicht mit de gute Dinerhosen ins Theater gehen, so etwas macht unser alter Herr nicht.“

Reichach lernte alle maßgebenden Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft und Regierung kennen, sollte in das Duell Holstein-Eulenburg verwickelt werden und bekam Holsteins Schreiben an den Fürsten Philib zu sehen, „einen

Brief, wie ich noch nie einen gelesen, voller Beschimpfungen und Drohungen gemeinster Art". Auch er erblickt in Holstein, dem jahrzehntelangen Lenker unserer auswärtigen Politik, „einen an Verfolgungswahn leidenden, völlig weltfremden Menschen". In der Regel findet Reichsach maßvolle Wendungen, so über die vielbesprochene Palastdame Gräfin Hatke, „eine Persönlichkeit, von der ich nie begriffen, daß die Kaiserin sie in ihrer Umgebung hatte". Das sagt in vorsichtiger Form ganz genug. . . . Als großen Vorzug empfand er es, freundschaftlich im Bismarckschen Hause verkehren zu dürfen; die Entlassung des Reichskanzlers wurde ihm am selben Tag von Herbert Bismarck mitgeteilt, dieser meinte: „Das bedeutet die Auflösung des Reiches."

Auf meine Entgegnung: „Dann wäre ja das Werk Ihres Vaters eine Utopie", erzählt Reichsach, antwortete Herbert: „Nein, aber ein so feines Gefüge, daß es eine solche Kraftprobe, wie die Entfernung des Schöpfers des Reiches, nicht verträgt. Alle Menschen machen sich die Tragweite dieser Handlung nicht klar, auch der Kaiser nicht, und solche impulsiven Handlungen des Kaisers werden noch viele folgen. Das wird das Reich nicht aushalten und in zwanzig Jahren wird es zerfallen. So lange werden die Verträge noch halten, welche mein Vater mit Europa geschlossen." — „Für die Menschen, welche im Amt waren und im persönlichen Dienst, war es ein schwerer Konflikt. Ich habe nie geschwankt und bin dem Hause Bismarck immer treu geblieben, will aber betonen, daß sowohl der Kaiser als die Kaiserin Friedrich mir mein Verhalten nie verargt haben. In allen solchen Dingen war die Kaiserin großzügig."

Inzwischen war Reichsach während der 99tägigen Regierung des Kaisers Friedrich Hofmarschall geworden. Nach dem Ableben des Duldners meldete er sich bei der Kaiserinwitwe und fragte, ob sie noch Befehle habe. Da sagte sie mir: „Ich bin nun von der ganzen Welt verlassen." Da ich nicht gern im Hofdienst bleiben wollte und an einen Uebergang in die diplomatische Karriere dachte, fiel mir die Antwort sehr schwer, ob Ihre Majestät denn mit meiner Persönlichkeit gerechnet habe? Sie antwortete: „Würden Sie denn bei mir bleiben?" — „Ich bitte Eure Majestät, ganz über mich zu ver-

„jüngen.“ Ich wurde ihr Hofmarschall und blieb es bis zu ihrem Tod.

Diese 13 Jahre, der nahe Verkehr mit dieser Frau bilden den Schwerpunkt des Buches; es klingt übertrieben und ist es kaum, wenn der Autor sagt: „Keine Persönlichkeit der Weltgeschichte ist so falsch beurteilt worden wie diese seltene, hochbedeutende Frau.“ Uns, die wir an ihrem Andenken hängen, ist es eine Genugtuung, daß kommende Geschichtsschreiber an diesem gerecht und fein beobachtenden Buch nicht werden vorübergehen können.

Es schildert ihre mannigfache Begabung, ihren Charme, ihre menschliche Güte, ihren verwickelten Charakter, erklärt zutreffend ihre bedauerliche Vorliebe, das Englische auf Kosten des Deutschen herauszustreichen, durch ihre eingestandene Gewohnheit, sich immer auf die Seite der Abwesenden zu stellen, „denn weltklug war sie nicht“. Sehr eindrucksvoll ist das mitgeteilte lange politische Glaubensbekenntnis in einem Brief an dem Verfasser.

*) „Unter drei Kaisern.“ Freiherr v. Reischach, Verlag für Kulturpolitik.

Auch das Reischach'sche Bild vermag der Lebensfülle, dem Facettenreichtum dieser Frau nicht gerecht zu werden, einige Seiten ihrer Vielseitigkeit liegen auch ihm nicht. Um nur einen Punkt herauszugreifen, lobt er uneingeschränkt ihr Kunstverständnis. Museumsdirektoren haben jedoch bald die Beschränkung ihres Eindringens herausgeföhlt, alle Subtilitäten, alle Herbheiten blieben ihr verschlossen, eine wirkliche Freude haben früh-archaische griechische Reliefs, haben Giottos Fresken ihr nicht verursacht, den Greco hätte sie abgelehnt. In der zeitgenössischen Kunst hat sie nie ein starkes Talent gewittert, einem Rodin, Böcklin, Whistler stand sie kühl gegenüber, um einem meistens hausbackenen Können ihre Gunst zu erteilen. Wäre sie nicht die frühreife Prinzess Royal gewesen, hätte bei ihrer zweifellosen Veranlagung das Kunstverständnis sich weit günstiger entwickelt, selbstsicher traute sie allzu sehr ihrem Gefühl für die allen erschlossene gute Kunst, bemühte sich nicht, in den innersten Hof zu dringen. Dagegen — und nur deswegen hebe ich dieses teilweise Versagen hervor — war ihre freudige Bewunderung, ihr jubelnder Kunstgenuß unvergänglich und im Gegensatz zu, man muß wohl schon sagen, 90 von 100 strebjamen schöngeistigen Damen besaß sie auch nicht den leisesten Kunstsnobismus. Daß man in den führenden ästhetischen Kreisen Europas sich augenblicklich etwa für Degas oder für die Gräberplastik der Bang-Zeit erwärmte, hätte ihr gar keinen Eindruck gemacht, die Geradheit ihres Wesens kam klar zum Vorschein.

Reischach erwähnt nicht die seltsame Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn, diesen so verschiedenen Zielen zustrebenden Menschen. Sie selber hat diese Aehnlichkeit nie erkannt, dies war, wie mir der damalige englische Botschafter erzählte, jedoch bei dem Kaiser der Fall. „Er klagte,“ so sagte Sir Frank Lascelles, „über die häufigen Mißverständnisse, über das öftere Zusammenprallen — im Grunde gleichen wir uns ja in hohem Maß, und dadurch gerade wird das Zusammengehen erschwert.“

Reischachs Beurteilung von Eduard VII. wird von Vielen bestritten werden, sie beruht doch wohl auf näherer Kenntnis als jene der meisten ihm hierin widersprechenden Leser. „Der König,“ schreibt er, „wollte bestimmt keinen Krieg. Natürlich wollte er von uns nicht überflügelt werden. Aber ich möchte annehmen, wenn er länger gelebt, mit seinem praktischen Verstand und mit seinem Einfluß, den er in der Welt besaß, hätte er den von Sazonow, Poincaré und Tschwolsky betriebenen Krieg nicht zugelassen. Wäre der Krieg ihm unvermutet gekommen, hätte er die Verschiebung des Gleichgewichtes auf dem Kontinent zuungunsten Englands bestimmt nicht erlaubt, hätte Mittel und Wege gefunden, den Krieg rechtzeitig abzublasen, und hätte aus unserem Friedensangebot im Jahre 1916 bestimmt eine brauchbare Verhandlungsbasis geschaffen. Die Zerstörung Europas durch diesen wahnsinnigen Ermattungskrieg hätte Eduard VII. nicht mitgemacht.“

Die Wette, die Graf Czernin Reischach anbot, im Oktober 1917 würden unsere Feinde durch den U-Boot-Krieg keineswegs auf die Knie gezwungen werden, nahm er nicht an, da er Czernins Ansicht teilte, er erwähnt ebenfalls die schlimme, leider eingetretene Vorhersage des Prinzen Gottfried Hohenlohe. „Mit Bedauern“, schreibt er, „sah ich bei der Fortdauer des Krieges die sich täglich mehrende Einmischung der Obersten Heeresleitung in die Politik, sowohl in die innere, wie vor allem in die äußere.“ Infolge seiner schweren Erkrankung war er am 9. November 1918 nicht im Hauptquartier. „Ich bedauere, daß ich in jenen Tagen nicht um den Kaiser war. Den richtigen Entschluß zu fassen war schließlich sehr schwer, ich hätte, wenn gefragt, mich dafür eingesetzt, an die vorderste Front zu fahren, das hätte meinem ganzen Wesen entsprochen.“

Dem Verfasser dieser sehr beachtenswerten und sympathischen Erinnerungen glauben wir dies gern.